

Ludwig-Erhard-Preis



LUDWIG-ERHARD-PREIS FÜR

WIRTSCHAFTSPUBLIZISTIK 2010

Am 8. Juli 2010 wurde der Ludwig-Erhard-Preis für Wirtschaftspublizistik in Berlin verliehen. Die Hauptpreisträger waren *Dr. Karen Horn*, Leiterin des Hauptstadtbüros des Instituts der deutschen Wirtschaft Köln, und *Roger Köppel*, Verleger und Chefredakteur der schweizerischen Zeitschrift „Die Weltwoche“. Die Förderpreise erhielten *Antonia Götsch*, Redakteurin bei den Gruner + Jahr Wirtschaftsmedien, *Jens Tönnesmann*, freier Journalist, und *Frank Wörner*, WDR-Autor und Redakteur bei der Deutschen Welle. Herr *Wörner* konnte an der Veranstaltung nicht teilnehmen. Die Laudationes sprach *Dr. Rainer Hank*, Mitglied der Jury des Ludwig-Erhard-Preises für Wirtschaftspublizistik.



V.l.: Jens Tönnesmann, Antonia Götsch, Roger Köppel, Dr. Karen Horn, Dr. Hans D. Barbier, Dr. Rainer Hank

Fotos: Henning Lüders, Berlin

Laudationes

Dr. Rainer Hank

Mitglied der Jury des Ludwig-Erhard-Preises für Wirtschaftspublizistik



Rainer Hank

„Ich will mich aus eigener Kraft bewähren, ich will das Risiko des Lebens selbst tragen, will für mein Schicksal selbst verantwortlich sein. Sorge du Staat dafür, dass ich dazu in der Lage bin.“ Das, meine Damen und Herren, ist ein besonders schönes, fast ein wenig religiös anmutendes Diktum *Ludwig Erhards*. Es findet sich am Ende eines sehr schönen Buches einer Autorin, die wir heute hier ehren und auf die ich gleich zu sprechen komme. Der Satz *Erhards* ist aber auch so etwas wie die Richtschnur für die Jury bei der Beurteilung, welche von den vielen guten journalistischen Beiträgen sich in besonderem Maße für den Ludwig-Erhard-Preis für Wirtschaftspublizistik eignen.



Antonia Götsch

Antonia Götsch zum Beispiel, die in diesem Jahr einen der Förderpreise erhält, beschreibt in einer Reportage, wie die Abwrackprämie für Altautos zwar einigen Autoherstellern Freude macht (nicht allen, nur denen, die Kleinwagen produzieren), zugleich aber die Schrotthändler bedroht, nachdem – wie zu erwarten – der Preis für Schrott angesichts des großen Altautoangebots in den Keller gefallen war. Hier hat der Staat im Sinne *Erhards* vermeintlich Gutes getan, aber Schlechtes bewirkt, und die Eigenverantwortung der Unternehmer außer Kraft gesetzt.

Jens Tönnesmann, auch er erhält einen Förderpreis, zeigt in seinem „Neue Freiheit“ betitelten Beitrag, dass mehr Wettbewerb zwischen öffentlichen und privaten Schulen der Qualität der Bildung insgesamt zugute kommt. Anders als bei der Abwrackprämie gibt es gute Gründe, dass sich der Staat für die Bildung engagiert. Er muss diese Unterstüt-

zung dann aber auch den privaten Schulen in gleichem Maße zuteil werden lassen.

Frank Wörner, der Dritte in der Reihe der Förderpreisträger, beschreibt in seiner Hörfunkreportage „Pleitegeier – das Geschäft mit der Insolvenz“, dass und wie die Insolvenz jeden treffen kann und dass dieses Schicksal unangenehme Härten für Arbeitnehmer, Lieferanten und Gläubiger mit sich bringt. Doch auch hier gilt der Satz *Ludwig Erhards*, dass der Staat niemanden aus der Verantwortung entlassen soll. Das Prinzip Haftung muss bei wirtschaftlichem Erfolg und bei wirtschaftlichem Misserfolg greifen. Die quälenden Monate der Debatten um Staatsgeld zur Abwendung vermeintlicher Opel- oder Karstadt-Insolvenzen sollten das zur Genüge veranschaulicht haben.



Jens Tönnesmann



Frank Wörner

Die Ludwig-Erhard-Stiftung zeichnet heute zwei Intellektuelle aus: *Karen Horn*, eine ehemalige FAZ-Kollegin, die heute das Hauptstadtbüro des Instituts der deutschen Wirtschaft Köln leitet, und *Roger Köppel*, gleichfalls ein sehr geschätzter Kollege, der heute Verleger und Chefredakteur der Schweizer Wochenzeitschrift „Weltwoche“ ist. *Horn* und *Köppel* sind einander auf merkwürdige Weise nah und fern zugleich.

Beginnen wir mit der Nähe: Beide sind annähernd gleich alt; sie sind mit Mitte vierzig für den Erhard-Preis – so wie viele sich diese Preisträger vorstellen – eigentlich noch zu jung. Das freilich ist eine Fehleinschätzung: Denn *Karen Horn* und *Roger Köppel* haben auf je eigene Weise nachweisbar ein derart überzeugendes publizistisches Profil, dass

Foto: privat



es nach Einschätzung der Jury sogar höchste Zeit war, sie mit dem Preis auszuzeichnen.

Beide Preisträger sind deutsch-schweizer Grenzgänger. *Horn* und *Köppel* sind in der Schweiz geboren. Er ist Schweizer, sie ist Deutsche. Er hat deutsche Vorfahren, war eine Zeit lang Chefredakteur der „Welt“, sozusagen der deutschesten aller deutschen Zeitungen, und ist bis heute als fremde polemische Feder in deutschen Zeitungen präsent. Sie ist in Genf geboren, hat in Lausanne promoviert und bis heute enge freundschaftliche und arbeitsmäßige Bindungen in die Schweiz, etwa zum Thinktank Avenir Suisse. Die Schweizer Höhenluft scheint eine Art liberale Tankstelle zur Bewahrung geistiger Unabhängigkeit zu sein. Über den Wolken und auf den Bergen, da muss die Freiheit ja immer grenzenlos sein. Doch diese anregende Höhenluft weht offenbar auch in den Oberseminaren der Universitäten Zürich oder Lausanne, wo die beiden studiert haben.

A propos Oberseminar: Irgendein Gen hält *Horn* und *Köppel* physiognomisch, motorisch und geistig stets ansteckend jung. Treffen wir *Roger Köppel*, so ist es, als würden wir gleich gemeinsam ins Sommerlager aufbrechen. Treffen wir *Karen Horn*, so wäre es nicht verwunderlich, wir würden uns für nachher zum Mittagessen in der Mensa verabreden. Wenn beide, die doch seit Jahren im Beruf stehen und gestandene Journalisten und Publizisten sind, zugleich immer diese jugendliche Nähe im Akademischen haben, so wird damit jener Freiheitsraum präsent, wo nur das Argument zählt – ein Argument freilich, das bei beiden nie nur in abstrakt philosophischer Nacktheit daher kommt, sondern stets gepaart mit Esprit und Originalität.

Schließlich liegt eine letzte Gemeinsamkeit der beiden darin, dass sie sich dem intellektuellen Mainstream ihrer Zeit verweigern. Dies schon allein deshalb, weil „diskursive Bequemlichkeit“ nicht zu ihren hervorstechenden Eigenschaften gehört. Bei *Köppel* kommt der Anti-Mainstream im Gewande der Provokation daher. Bei *Horn* äußert er sich sanfter – wenn man das sagen dürfte, weiblicher, was freilich die Schärfe des *Ceterum censeo* nicht zurück nimmt. Und auch seit *Karen Horn* beim Institut der deutschen Wirtschaft arbeitet, das man immer und zurecht mit dem Epitheton „arbeitgebernah“ versieht, hat dieser Ortswechsel ihrer geistigen Unabhängigkeit keinen Abbruch getan.

Anti-Mainstream kann sich freilich nur leisten, wer über eine ordentliche historische Bildung verfügt, die in beider Fall insbesondere eine der europäischen Ideengeschichte ist. Beide sind geistige Kosmopoliten. Leibhaftige Kosmopoliten sind sie ohnehin: Beide reisen gerne und viel in der Weltgeschichte herum, der wirklichen und der geistigen. Das herbe Klima Schottlands spielt dabei – neben der Schweiz – eine besonders prägende Rolle. Ihren *Adam Smith* und ihren *David Hume* haben sie nun wirklich gut studiert. Nie werde ich vergessen, wie ich *Roger Köppel*, als er noch Chefredakteur der Welt war, einmal an einem Werktag morgens gegen zehn Uhr im Café Einstein antraf, vor sich seinen obligatorischen Tee und vertieft in die Lektüre der New York Review of Books und in eine Sammelbesprechung über die schottischen Aufklärer. Ich wage zu behaupten, dass es nicht oft vorkommt, dass Chefredakteure großer Tageszeitungen am späten Vormittag es sich leisten, in aller Ruhe die New York Review of Books zu lesen. Normalerweise stecken sie da doch gerade in der dritten Vorkonferenz mit ihren Ressortleitern.

Nun aber der alphabetischen und der Höflichkeitsreihe nach. „Der Kapitalismus ficht seinen Prozess vor Richtern aus, die das Todesurteil schon in der Tasche haben.“ *Karen Horn*, die dieses Diktum des großen Ökonomen *Joseph Schumpeter* gerne zitiert, hat es sich als Anwältin der Marktwirtschaft in diesem Prozess zur Aufgabe gemacht, die Richter davon zu überzeugen, ihr Urteil zu revidieren, den Kapitalismus frei zu sprechen, und zwar nicht aus Gnade und Milde, sondern nach harter Prüfung vor dem intellektuellen Wahrheitsgewissen und in Anerkennung aller ernst zu nehmenden Einwände.



Karen Horn

Ihr besonderes Verdienst ist dabei, dass als Einwände nie nur ökonomische Argumente im engeren Sinne zugelassen und gekontert werden, sondern alle moralphilosophischen Gegenreden, die mit Gerechtigkeitssätzen gegen den Markt schießen. All zu viele Zeitgenossen gibt es im Moment hierzulande nicht, die so überzeugend und brillant wie *Karen Horn* die wirtschaftliche und ethische – also auch soziale – Überlegenheit des Kapi-

talismus beweisen können. Dass diese Einheit, die der schottischen Aufklärung noch selbstverständlich war, im Lauf der Jahrhunderte in Vergessenheit geriet, liegt gewiss nicht nur an der Rhetorik des Antikapitalismus, sondern auch am Szientismus einer herrschenden Wirtschaftswissenschaft, die über dem Ziel einer Orientierung an mathematisch-naturwissenschaftlicher Exaktheit die Verständigung über die Frage, wie wir leben wollen, aus dem Auge verloren hat.

Karen Horn, darauf weist sie selbst verschiedentlich in ihren Büchern hin, verdankt den Auftrag, sich um das gute Leben zu kümmern, ganz offensichtlich ihren Eltern: Beide waren sie Ökonomen aus der Freiburger Tradition der Sozialen Marktwirtschaft, die offenbar ihrer Tochter die Verpflichtung mitgegeben haben, dieses geistige Erbe zu wahren und zu pflegen. *Karen Horn* hat das ernst genommen.

Wer wissen will, wie *Karen Horn* die Überlegenheit der Marktwirtschaft begründet, der ist gut bedient mit zwei sehr aktuellen, aber auch sehr verschiedenen Büchern. Das eine heißt, in Anspielung auf *Friedrich August von Hayek*, „Roads to Wisdom“ und dokumentiert Gespräche mit zehn Nobelpreisträgern der Ökonomie. Es sind bewegende Zeugnisse von sehr unterschiedlichen intellektuellen Biographien, welche zeigen, wie sich in den Zufällen individueller Lebensgeschichten die entscheidenden zukunftsweisenden Ideen formen. Das andere Buch heißt schlicht „Die Soziale Marktwirtschaft“. Es ist das Buch, dem ich das Erhard-Zitat zu Anfang entwendet habe, und sozusagen ihr Glaubensbekenntnis des Liberalismus, wobei die Einordnung als Glaubensbekenntnis nur den irritieren wird, der nicht weiß, dass Glaube sich stets vor der Vernunft verantworten muss, will er nicht zum Aberglauben verkommen.

„Roads to Wisdom“ zieht los mit der Frage, wie das Neue in die Welt kommt und welche Wege zur Weisheit führen. Bekanntlich kommt man auf vielen Wegen nach Rom. Unter den Nobelpreisträgern – von *Paul Samuelson* bis *Edmund Phelps* – gibt es die Puzzler, die das letzte kleine, aber entscheidende Bildchen gefunden haben, ohne welches die Teile niemals als ein Ganzes wahrgenommen würden. Und es gibt die Baumeister großer Systeme, die kreativen Zerstörer, die das alte Weltbild einreißen und eine neue Welt entwerfen.

Schließlich aber gibt es jene, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Überzeugungen der Alten vor den Fragen der Zeitgenossen nachzubuchstabieren und zugleich neu zu übersetzen. Sie sind es ganz besonders, die die umfassende – fast hätte ich gesagt: ganzheitliche – Überlegenheit des Kapitalismus auf den Begriff bringen. Das lässt sich nachlesen etwa in den Gesprächen mit *Vernon Smith* oder *Edmund Phelps*. Das Bruttoinlandsprodukt, sagt *Phelps* an einer Stelle, hat auch unter *Lenin* und *Stalin* rapide zugelegt. Wachstum allein kann es also nicht sein, was den Kapitalismus auszeichnet. Das Eigentliche der Marktwirtschaft sei dagegen ihre von Ideen getriebene Dynamik und ihre Innovationsfähigkeit, welche entscheidend dazu beitragen, dass die Menschen ihre Vorstellungen von einer guten Ökonomie mit denen von einem guten Leben zur Deckung bringen können.

So viel als Appetitanregung, die „Roads to Wisdom“ zu lesen. Versäumen Sie bitte auf keinen Fall die szenischen Einführungen zu diesen Gesprächen: Da erfahren Sie zum Beispiel, wie schäbig ein Büro im Massachusetts Institute of Technology aussehen kann, selbst wenn sein Bewohner *Paul Samuelson* heißt, oder wie slapstickartig es zugeht, wenn man in einem Hotel irgendwo im Niemandsland einen Mann mit Zopf sucht, der *Vernon Smith* sein muss, während der wahre *Vernon Smith*, der sich seinen Zopf kürzlich abgeschnitten hat, die ganze Zeit unerkannt dabei sitzt und sich lange nicht rührt.

Ein kurzes Wort zu „Die Soziale Marktwirtschaft“, dem jüngsten Buch unserer Preisträgerin: Dort rekonstruiert *Karen Horn* überzeugend die Umwertungsgeschichte des Begriffs Neoliberalismus, der von den Vätern der Sozialen Marktwirtschaft *Walter Eucken* und *Wilhelm Röpke* gerade nicht als Ausdruck von Ökonomismus und Freiheitsvergötterung gedacht war, sondern als Aufruf, dem Markt jenen Ordnungsrahmen zu geben, der notwendig ist, damit die Freiheit sich entfalten kann. Doch im Lauf der Jahre wurde daraus ein Kampfbegriff der Marktgegner, die den Markt mit Kälte, Ungleichheit und Ungerechtigkeit assoziieren. *Karen Horn* zeigt: Der Wettbewerb der Überzeugungen ist auch ein Wettbewerb der Begriffe. Wäre doch gelacht, wenn wir den Neoliberalismus allein den Antiliberalen überließen, so lautet ihr unerschrockener Kampfesgeist.



Roger Köppel

Wer unseren zweiten Hauptpreisträger kennenlernen will, dem empfehle ich ein halbstündiges Videoporträt mit dem Titel „Berg und Geist“, das auf 3sat gelaufen und auf der Homepage der „Weltwoche“ zu finden ist. Da steht unser diesjähriger Erhard-Mann in Zermatt mit Anorak, Rundbrille und festem Schuhwerk, Alphörner blasen, Trachtenmänner schwenken Fahnen, und Köppel redet über Karl Popper. Das ist alles so komisch und gleichzeitig so feierlich ernst, dass man es nur schwer in Worte übersetzen kann.

Popper, spricht Köppel, sei für ihn das Aha-Erlebnis zu einer Theorie der Schweiz gewesen. Denn die Antwort auf die Frage, warum dieses Volk sich in die Unwirtlichkeit karger Berge zurückgezogen habe, lautet: Freiheit. Um sich der Unterjochung unter die Herren im Tal zu entziehen, habe man auf satte Ernteerträge verzichtet. Für die Freiheit nehmen sie das Karge in Kauf. Und wenn es gar nicht mehr ging, sind sie ausgewandert, die Schweizer, in die ganze Welt, ohne sich wie die Holländer oder Engländer in Kolonien zu Hause fühlen zu können. Das macht stark. Die Schweiz, ein früh globalisiertes Bergvolk, dem die Freiheit über die Bequemlichkeit geht.

„Das Reduit ist die Essenz der Schweiz“, sagt Köppel in diesem Video, und ich war blamiert, weil ich, obwohl in Schweizer Sachen einigermaßen trittsicher, nicht wusste, was das Reduit ist. Über Google lassen sich solche Wissenslücken aber schnell ausgleichen: Reduit, so nennen wir den Plan der Schweizer Militärs im Jahr 1940, auf jeden Fall und mit aller Gewalt den engeren Alpenraum zu verteidigen gegen die Achsenmächte, die die Republik von Norden und Süden bedrohten. In ihren Alpen würde ihnen kein Hitler und kein Mussolini letztlich etwas anhaben können, meinten die Strategen um General Guisan. Hier würden sie den Goliaths aus dem Flachland überlegen sein, die Davids der Alpenrepublik.

Gewiss, Mythos, Pathos und historische Wahrheit gehen immer Hand in Hand, wenn es um die Begründung nationaler Identitäten geht. Wer aber

den Versuch unternimmt, Köppels Reduit-Theorie der Schweiz zu verstehen, der versteht auch, warum der Mann so böse werden kann, wenn Deutsche – sagen wir genauer: deutsche Politiker – meinen, sie könnten achtlos das Schweizer Bankkündengeheimnis vom Tisch wischen und keine Probleme damit haben, eklatant rechtsstaatliche Grundsätze zu verletzen, damit sie mit geklauten Daten die Einhaltung ihrer Steuergesetze durchsetzen können.

Köppels Theorie der Schweiz ist nicht allein seine Sache, die Sache des Schweizer. Sie ist auch für Nicht-Schweizer relevant, wohlthuend relevant: Denn sie hält den Gedanken der Alternative, der Minderheit, des Exits, von mir aus auch des Exils wach. Das, was ist, ist nicht alles. Die Schweiz leistet für Europa, was Lord Acton, der große Kirchenkritiker, im 19. Jahrhundert dem Vatikanstaat zuschrieb: So wie die Freiheit der Religion dem Allmachtsanspruch des Staates Grenzen setzt und sich im Vatikanstaat symbolisch Raum gibt, so widersetzt sich die Schweiz dem Harmonisierungs-, Egalisierungs- und Planierungsdruck Europas. Die Schweiz droht den europäischen Nachbarstaaten, es mit dem Zentralismus nicht zu übertreiben. Vor dem konfiskatorischen Zugriff des sozialstaatlich umverteilenden, gierigen Fiskus könnten die Bürger ihr Eigentum sonst hinter Schaffhausen in Sicherheit zu bringen versuchen. Und der teuer ausufernden europäischen Transfergemeinschaft könnten die Bürger den Laufpass geben, wenn bald noch ein paar Rettungsschirme mehr aufgespannt werden.

Allein die Existenz der Schweiz, eines wirtschaftlich erfolgreichen europäischen Landes inmitten Europas, dementiert den Satz der deutschen Kanzlerin, wenn der Euro scheitere, scheitere auch Europa. Wobei in Klammern notiert werden muss, dass Köppel überraschenderweise seit Langem große Bewunderung für Angela Merkel hegt und er nicht einstimmen will in den Chor der Untergangspropheten, der hierzulande gesungen wird. Und wobei ebenfalls in Klammern bemerkt werden muss, dass der europakritische Stachel Köppels aus meiner Sicht argumentativ überzeugend genug ist und deshalb auch Europäer wie den Fernsehmann Roger de Weck in der Schweiz nicht derart grob attackieren müsste, wie es die Weltwoche derzeit tut.

A propos Weltwoche: Es kommt selten vor in unserer Branche, dass Publizisten auch Unternehmer sind. *Köppel* ist nicht nur deren Chefredakteur: Vor ein paar Jahren, als er aus Berlin zurückkam, hat er sein gesamtes Ersparnis in die Weltwoche gesteckt, hat Kredite aufgenommen und sein Schicksal in viel stärkerem – sagen wir: *Erhard'schem* – Maße an den Erfolg und Misserfolg seiner Wochenzeitung gebunden, als dies bei einem angestellten Chef der Fall wäre. Anstatt zu loben, dass einer nicht nur mit seinen Gedanken, sondern auch mit seinem Geld für sein Projekt haftet, insinuieren die Verschwörungstheoretiker unter seinen Feinden dunkle Kapitalmachenschaften zwischen ihm und dem Schweizer Politiker *Christoph Blocher*. Wohlgemerkt: Dass ein Mann wie *Köppel* Feinde hat, ist weder verwunderlich noch unanständig. Ein scharfer Polemiker, der er ist, hätte etwas falsch gemacht, erntete er nur Zustimmung. Verwunderlich ist eher, wie plump seine Kritiker ihn in eine rechtsauslegende Ecke stellen wollen.

Ich habe gewiss nicht alles von *Köppel* gelesen – dazu bräuchte man ein paar Wochen Urlaub und hätte vergnügliche Stunden mit Stücken über den krächzenden Sänger *Tom Waits* oder *Schillers* Maria Stuart –, aber das, was ich gelesen habe, bietet für den Vorwurf der Rechtsauslage keinen Beleg. „Eigenverantwortung, tiefe Steuern, Wettbewerb, Ein-

dämmung des Staates, ein Schuss Patriotismus und Liberalkonservatismus“, so beschreibt *Köppel* das Programm *Christoph Blochers*. *Ludwig Erhard* wäre wahrscheinlich nicht in *Blochers* Partei eingetreten – er war ja nicht einmal in der CDU –, aber gegen so ein Programm hätte er nichts auszusetzen gehabt.

Die Freiheit hat eben keinen Weichspülgang. Sie ist das Gegenteil einer Laissez-faire-Ideologie der Beliebigkeit. „Eine wirksame Verteidigung der Freiheit muss daher notwendig unbeugsam, dogmatisch und doktrinär sein und darf keine Zugeständnisse an Zweckmäßigkeiten machen“, zitiert *Köppel* den großen Liberalen *Friedrich August von Hayek*. Es ist die Paradoxie der Toleranz, dass sie dort intolerant werden kann, wo ihr eigenes Freiheits- und Toleranzprinzip bedroht ist. *Köppel* rechtfertigt mit seinem Hayek-Zitat das Volksabstimmungsergebnis, die Minarette in der Schweiz zu verbieten. Man wird dazu auch eine andere Meinung haben dürfen und auch aus liberaler Sicht darüber mit ihm streiten können. Man wird *Köppel* aber dankbar sein, dass „eine halblauwarme Form der Zustimmung“ die allerschlimmste Haltung wäre. Für ihren engagierten, nie lauwarmen Freiheitseinsatz danke ich allen Preisträgern; zum Ludwig-Erhard-Preis für Wirtschaftspublizistik gratuliere ich von Herzen. ■



Unsere Aufgabe

Dr. Karen Horn

Leiterin des Hauptstadtbüros des Instituts der deutschen Wirtschaft Köln

„Das gerade von den Kritikern der Neoklassik berechtigt eingeforderte Streben nach mehr Wirklichkeitsnähe hat dazu geführt, dass die ökonomischen Modelle immer raffinierter und komplexer wurden, eben um immer mehr Details zu erfassen. Durch den Inkrementalismus, der sich im Mainstream ausgebreitet hat, kam der Blick auf das große Ganze ebenso abhanden wie jene Abstraktheit, ohne die eine universelle Theorie nicht zu haben ist.“

Mit der Überschrift „Unsere Aufgabe“ möchte ich mich zum Auftakt meiner nun folgenden Serie von programmatischen Reverenzen inhaltlich verneigen vor der Freiburger Schule. *Ludwig Erhard*, der politische Vater der Sozialen Marktwirtschaft, war der Freiburger Schule eng verbunden, zu Zeiten des Widerstandes gegen das NS-Regime und später bei der Arbeit am Wiederaufbau. „Unsere Aufgabe“ war der Titel eines Aufsatzes von *Franz Böhm*, *Walter Eucken* und *Hans Großmann-Doerth* von 1936, veröffentlicht als Einleitung der Herausgeber zu ihrer damals neuen Schriftenreihe „Ordnung der Wirtschaft“. „Unsere Aufgabe“ – dieser Aufsatz ist gleichsam das Gründungsdokument der Freiburger Schule.

Das Label „Die Ordnung der Wirtschaft“ fand sich später im Wirtschaftsteil der Frankfurter Allgemeinen Zeitung wieder und zierte dort bekanntlich eine viel beachtete Sonderseite, deren Hege und Pflege man mir vor Jahren anvertraut hatte. Ich habe auch diese Seite stets als eine Hommage an die Denker begriffen, die mit ihren ordnungstheoretischen Arbeiten die Basis dafür gelegt haben, dass Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg auf einem festen, gesunden und vor allem freiheitlichen Fundament den Weg in die Zukunft antreten konnte. Sie haben es gewiss nicht verdient, dass das, wofür sie stehen, die Ordnungstheorie, nunmehr in der akademischen Welt als überholt und wertlos bespöttelt wird. Denn das systematische Denken in Ordnungen ist von zeitloser Notwendigkeit, und die Forschung auf diesem Gebiet ist auch nicht auf dem Stand der dreißiger und vierziger Jahre des letzten Jahrhunderts stehen geblieben. Die Ordnungsökonomik ist heute ein modernes, breit gefächertes, genuin sozialwissenschaftliches Forschungsprogramm, das wirtschaftliche Fragen als Teilfragen des gesellschaftlichen

Lebens ansieht, und ihr Kern ist die Frage nach der „Interdependenz der Ordnungen“, nach den Wechselwirkungen zwischen den politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Institutionen der Gesellschaft. Man findet sie heute ausdifferenziert unter Namen wie Politische Ökonomie, Institutionenökonomik und Konstitutionenökonomik.

Ein Lob an die Ökonomik

Ich möchte nun den Faden *Böhms* und *Euckens* aus ihrem Aufsatz „Unsere Aufgabe“ weiterspinnen. Das „Wir“, um das es mir geht, ist die Gruppe der Ökonomen, zu denen ich auch mich selber zählen darf, also das „Wir“ derer, die sich, ob nun in Amt und Würden eingebunden in die akademische Welt oder nicht, mit gewissem intellektuellem Anspruch mit den wirtschaftlichen Aspekten des menschlichen Lebens in der Gemeinschaft befassen. Hierzu zählen also nicht nur die Ökonomen, die in der wissenschaftlichen Zunft verbleiben. Es zählen auch die ökonomischen Publizisten und Politikberater dazu, denn sie sind jene Bindeglieder, die die wissenschaftliche Erkenntnis hinaus in die Wirklichkeit tragen und sie an ihr spiegeln. Sie garantieren und verkörpern die Verbindung von Theorie und Praxis.

Die Frage, die ich mit dem Versuch einer Definition „unserer Aufgabe“ stelle, lässt sich auch wie folgt formulieren, in frecher Abwandlung der Überschrift über der Jenenser Antrittsvorlesung von *Friedrich Schiller* aus dem Jahr 1789: „Was heißt und zu welchem Ende studieren wir Ökonomik?“ Ich spreche bewusst von Ökonomik und nicht von Nationalökonomie. *Herbert Giersch*, der Meister, hat uns in seinem Buch „Abschied von der Nationalökonomie“ trefflich vor Augen geführt, dass es im

Zeitalter der Globalisierung unpassend ist, den Blick auf Nationen zu verengen. Am treffendsten wäre der Ausdruck „Marktwirtschaftslehre“.

„Unsere Aufgabe“ – wer aber ist es, der uns die Aufgabe stellt? Letztlich sind es natürlich die Nachfrager unserer Leistungen auf dem Markt der Ideen. Doch das enthebt uns nicht der Frage, welche Aufgabe wir selbst uns stellen, welchem Leitstern wir zu folgen trachten, nach welchen Prinzipien wir unser Angebot verfertigen wollen. Was übrigens in der Publizistik wie in der Politik leider immer wieder ausgeblendet wird, ist die Tatsache, dass die Präferenzen der Nachfrager nicht in Stein gemeißelt sind. Es gilt, wenigstens teilweise, doch das *Say'sche* Gesetz: Das Angebot schafft sich seine Nachfrage durchaus auch selbst. Die von Unternehmergeist mitunter arg freie Fixierung der Presse auf das, was die Leserschaft in Umfragen als ihre gegenwärtigen Präferenzen angibt, macht mir daher ebenso viel Sorge wie die Konzentration der Politik auf das, was das Volk per Demoskopie vorzugeben scheint. Dabei sind solche Erhebungen immer nur Momentaufnahmen, sie sind beeinflussbar durch die Frageformulierung, sie sind statisch, sie machen passiv und verzagt. Systemisch führt das in die Autopoiese und gesellschaftlich in den Stillstand.

Damit kein Missverständnis aufkommt: Ich will niemandem etwas vorschreiben. Ich möchte bloß meine Sicht auf die ökonomische Disziplin anbieten, in der Hoffnung, dass sie der eine oder andere intuitiv oder aus methodischen, ethischen oder schlichten Nützlichkeitsgründen plausibel findet. Ich möchte das Lob einer Ökonomik singen als Disziplin, die sich um den Menschen dreht; die nach gesellschaftlichen Zusammenhängen und ihrer Dynamik fragt; die um die spontane Ordnung weiß und sie zu ergründen sucht; die realistisch und offen ist, die sich eines weiten Blicks befleißigt; die vergangenes Geschehen verstehen will und dazu beizutragen sucht, Künftiges in richtige Bahnen zu lenken – das Lob einer Ökonomik, die sich einmischt, die sich aber trotzdem nichts anmaßt.

Mut zur eigenen Meinung

Die Väter der Freiburger Schule konstatieren noch eine zunehmende Bedeutungslosigkeit der Ökonomik, ein Auseinanderklaffen von Wissen-

schaft und Praxis. Mein heutiger Befund fällt etwas anders aus, auch wenn der Einfluss der ökonomischen Disziplin auf das politische Geschehen kein unmittelbarer ist. Manchmal möchte der Politikberater daran verzweifeln, dass man ihn im Kanzleramt oder Ministerium partout nicht erhören will. Politik ist ein taktisches Spiel; die Sachlogik spielt nur akzessorisch und nur dort eine Rolle, wo sie unvermeidbar scheint und dieses Spiel nicht stört. *Hans D. Barbier* schrieb mir vor drei Jahren über das Geschäft der Politikberater folgende Sätze: „Die methodologische Sünde der Immunisierung von Sätzen gegen den Befund der Wirklichkeit wird in der Politik zur Tugend der Schlaumeierei erhoben. Problem und Remedur werden immer so formuliert, dass die Politik nicht offensichtlich scheitern kann. Das gestaltet den politischen Disput bisweilen etwas ermüdend.“

Genauso ist es. Zu diesem Spiel und der von ihm geförderten Flachheit gehört es auch, dass auf dem Markt der Ideen und Argumente Kartelle gebildet werden. Um sich weniger rechtfertigen zu müssen, verlangt die Politik von jedem, der ihr Rat gibt oder etwas will, strikte Einstimmigkeit. Mit *Ludwig Erhard* kann man nur davor warnen, sich darauf einzulassen und in vorauseilendem Gehorsam in Selbstzensur zu verfallen. Er fragte: „Ist es nicht geradezu erschreckend, wenn vonseiten der Berufsstände immer nur eine Meinung zum Ausdruck gebracht wird; immer das Absolute gefordert wird? Diese Enge erweist sich als durchaus unfruchtbar. So wird mir zum Beispiel die Auffassung der Wirtschaft, der Industrie, des Handels und so fort vorgetragen. Wer ist denn – so frage ich – die Wirtschaft, die Industrie, der Handel?“ Courage sollten wir haben, Mut zur eigenen Meinung und auch zum Dissens. Es ist wahrlich nicht die Aufgabe der Gesprächspartner der Politik, der Politik auch noch das Wägen abzunehmen.

Und doch sind die Ökonomen, die sich mit der Wirklichkeit befassen, trotz allem keineswegs wirkungslos. Im Gegenteil, mittelbar und mittelfristig könnte ihr Einfluss nicht größer sein. Es gilt der berühmte Satz von *John Maynard Keynes*: „Practical men, who believe themselves to be quite exempt from any intellectual influence, are usually the slaves of some defunct economist.“ In anderen Zusammenhängen war *Keynes* bekanntlich kein Freund der langen Frist. Hier jedoch trifft er den Nagel auf den Kopf. Und nicht nur die Denkwelten der Politik sind von toten Ökonomen geprägt,



auch die akademische Zunft selbst ist von Pfadabhängigkeiten gezeichnet, die ihr nicht nur frommen. Mit gutem Grund verweist der Nobelpreisträger *Douglas North*, der den Begriff der Pfadabhängigkeit in die Ökonomik eingeführt hat, immer wieder darauf, dass Evolution nicht zwangsläufig den Wegen folgt, die man sich wünscht. Evolution ist ein Prozess der Anpassung, nicht der Sublimierung. *Friedrich Schiller*, stets auf der Suche nach dem Erhabenen, hätte sich das sicherlich anders gewünscht.

Wirklichkeitsnähe und Werturteilsfreiheit

Zwei dominante Einflüsse prägen die Ökonomik bis heute, und damit auch das, was von ihr in die Politik vordringt. Der eine Einfluss ist nach wie vor die Neoklassik, der andere der Keynesianismus. Auf der Grundlage vereinfachender Annahmen haben neoklassische Ökonomen ideale Modellwelten entworfen, mit denen die Realität nicht viel gemein hat. Ich verweise nur auf die Homo-oeconomicus-Annahme, die Entscheidungen auf egoistische Nützlichkeitsabwägungen und Maximierungskalküle verengt, auf vollkommene Märkte und perfekten Wettbewerb. „Pointierende Abstraktion“, wie es *Eucken* genannt hat, ist nötig, um trotz der Komplexität des Untersuchungsgegenstandes überhaupt irgendwelche Aussagen treffen zu können. Den Modellrechenern waren die damit verbundenen Einschränkungen aber durchaus bewusst, und deshalb haben sie intensiv mit ihrer Methodik gerungen, sie variiert, verfeinert und fortentwickelt – sodass es zu jedem dieser Desiderate jetzt einen „heterodoxen“ Forschungszweig gibt, der das Loch wenigstens in theoretischer Hinsicht stopft. Im Hauptstrom der Ökonomik hat freilich insgesamt die enthistorisierte und auch sonst dem jeweiligen Kontext entfremdete Modellwelt Bestand, und sie geht einher mit einer Attitüde apodiktischer Arroganz.

Der andere Einfluss, der die heutige Ökonomik prägt, ist der Keynesianismus. Als Haltung hat er selbst jene infiziert, die seine Prämissen und Instrumente nicht ideologisch, sondern nur achtlos pragmatisch nutzen. Dem Keynesianismus kommt zwar das Verdienst zu, die eminent wichtige Frage nach Unsicherheit und Ungleichgewicht zu stellen. Doch er hat die Ökonomik – und die Politik im gleichen Zuge – auch um die süße, aber leider giftige Illusion des Machbarkeitsglaubens „berei-

chert“. Zudem feilten seine Modellrechner so verbissen an ihren Modellen, dass sie auf der Suche nach Fortschritten in Sachen Realitätsnähe die Wichtigkeit des Blicks auf umfassendere Zusammenhänge vergaßen und verdrängten. Wer einer anderen Schule angehört und diesen Blick noch wagt, der wird der universalistischen Vermessenheit geziehen. Die Keynesianer selbst setzen sich derweil in der Opferrolle in Szene als jene, deren Erkenntnisse unter der Knute des weltweiten „Neoliberalismus“ erstickt wurden. Das ist nicht nur unzutreffend. Sie unterschlagen dabei auch, dass sie selbst einst so behende wie beherzt sogar in die neoklassische Abteilung der Modellzimmerei geeilt waren und dass etwa das Konstrukt der „rationalen Erwartungen“ auch für sie kein Fremdwort war.

Die Ökonomik von heute teilt also mit jener Nationalökonomie, die *Walter Eucken* und seine Mitstreiter zum Gegner hatten, die Dominanz von Ansätzen, die in die Irre führen und Schaden anrichten. Mit den Freiburgern rufe ich daher wieder nach einem Wandel der geistigen Haltung, mit der an die Aufgabe der Ökonomik herangegangen werden muss. Das Problem der 1930er Jahre war der Historismus, aus dem Relativismus und Fatalismus empor wucherten. Der Fatalismus sei ein Schwächezeichen von Intellektuellen, deren Geist sich unsicher fühle, schrieben *Eucken*, *Böhm* und *Großmann-Doerth*. Und der Relativismus habe „grundsätzliches Denken durch punktuelles Fragen und Denken verdrängt“ – mit folgendem Effekt für den Ökonomen: „Er strebt zur wirtschaftlichen Wirklichkeit hin, aber er kennt sie nicht; er hat Respekt vor theoretischer Forschung, aber er selbst kann nichts mit ihr anfangen; er will Wirtschaft gestalten helfen, aber er kann es nicht, weil er die wirtschaftlichen Zusammenhänge nicht durchschaut.“

Fatalismus kann man heutigen Ökonomen kaum vorwerfen, eher und im Gegenteil ein Zuviel an praktischem Gestaltungswillen. Das ist das Erbe des Keynesianismus mit seinem Machbarkeitsglauben. Relativismus hingegen ist in der Zunft damals wie heute präsent. Und wieder hat er sich auf einem Weg genähert, der mit den Marken „Wirklichkeitsnähe“ und „Werturteilsfreiheit“ ausgeschrieben ist.

Ordnungs- und Prozesspolitik

Das gerade von den Kritikern der Neoklassik be-rechtigt eingeforderte Streben nach mehr Wirklichkeitsnähe hat dazu geführt, dass die ökonomischen Modelle immer raffinierter und komplexer wurden, eben um immer mehr Details zu erfassen. Durch den Inkrementalismus, der sich im Main-stream ausgebreitet hat, kam der Blick auf das große Ganze ebenso abhanden wie jene Abstraktheit, ohne die eine universelle Theorie nicht zu haben ist. Die Gründerväter der Freiburger Schule jedoch forderten bewusst die Quadratur dessen, was wir gelernt haben, als Kreis zu sehen. In dem Aufsatz von *Eucken, Böhm* und *Großmann-Doerth* heißt es: „Wirklichkeitsnah und grundsätzlich zu-gleich; nur aus dieser Spannung heraus können die Probleme der Wirtschaftsverfassung erfasst und einer Lösung zugeführt werden“, also all jene wichtigen Fragen, die sich im Zusammen-hang mit der „politischen Gesamtentscheidung über die Ordnung des nationalen Wirtschaftsle-bens“ stellen.

In diesen Worten steckt übrigens der Kern des or-doliberalen Denkens, der für Deutschland mit-hilfe von *Ludwig Erhard* später auch in der prakti-schen Politik so wichtig wurde: die Erkenntnis, dass Ordnung und Prozess verschiedene Dinge sind und dass es der Ordnungspolitik obliegt, den Regelrahmen für ein gedeihliches Miteinander zu bestimmen und zu pflegen. „In der weltweit gülti-gen Diplomaten-sprache des 21. Jahrhunderts“, wie es *Hans D. Barbier* einmal ausgedrückt hat, erklärte *Ludwig Erhard* einst nicht minder griffig den Unterschied zwischen Ordnungspolitik und Pro-zesspolitik: In einer Fußball-Elf sei es nicht üblich, dass sich alle elf Mann ins Tor stellen. Wenn sie das tun wollten, würden wir als Zuschauer mit Recht zu pfeifen anfangen, weil wir das als unfair und als den Regeln widersprechend empfinden. Ganz ähnliche Funktionen habe die wirtschaftliche Ord-nung wahrzunehmen. Ganz einfach: Ordnungspol-itik ist Arbeit an den Regeln.

Das Postulat der Werturteilsfreiheit schließlich, Er-gebnis des einen großen Methodenstreits, hat viel Unredlichkeit mit sich gebracht und die Ökono-mik auf ein recht unproduktives Gleis gesetzt. Es verleitet dazu, die falschen Fragen zu stellen, nur noch zu ökonomisieren und das Individuum aus dem Blick zu verlieren. Trotzdem gibt der her-kömmliche Ansatz einfach vor, er sei neutral.

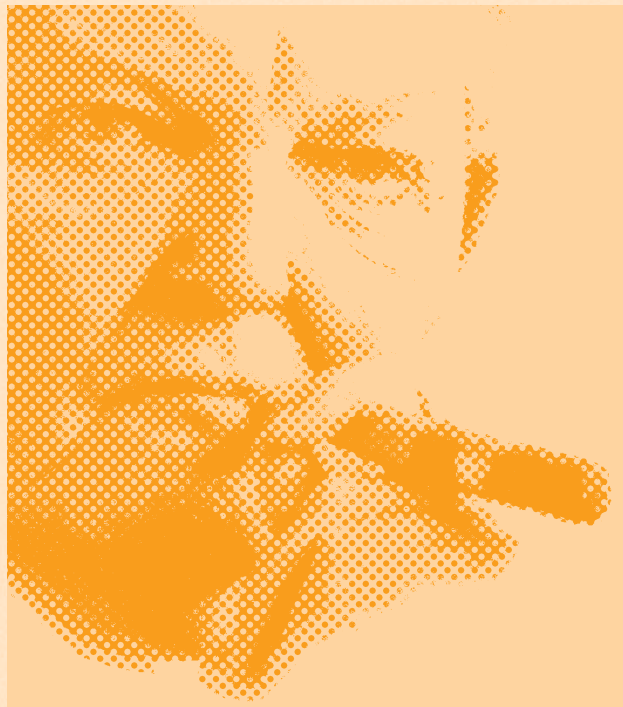
Seine Prämissen und Einschränkungen werden ausgeblendet; was implizit schon im gewählten Analyserahmen mitschwingt, bleibt außen vor. Da-bei kann eine Geisteswissenschaft, wie es die Öko-nomik ist und auch sein sollte, nie positiv wertfrei sein. Es ist ein Gebot der Redlichkeit, sich darüber klar zu werden und es auch offen kundzutun – und es ist ein Gebot der intellektuellen Konse-quenz und der persönlichen Verantwortung, die eigenen Analysen in einen teleologischen Rahmen zu stellen und aus den Ergebnissen unter Angabe der Prämissen auch normative Schlüsse zu ziehen. Ich möchte mich *James M. Buchanan* anschließen, der uns folgende Regel mitgibt: „We must engage our thinking and analyses of worlds that might be, ideal worlds if you will, while keeping within the boundaries of the possible.“ Das ist sozusagen nichts anderes als eine Paraphrase von *Casey Ka-sems* herrlichen, mir absolut unvergesslichen Ra-dio-Schlussworten, die ich in meiner Jugend auf AFN so häufig gehört habe: „Keep your feet on the ground and keep reaching for the stars.“

Der Mensch als soziales Wesen

Was also sollen Ökonomen dann tun? Paradigma-tisch, meine ich, gilt es vorwärtszukommen auf dem Weg zurück zu den schottischen Aufklärern des späten achtzehnten Jahrhunderts, die vor allem auf empirische Beobachtung und praktische Vernunft setzten. Ihr Ziel war, die Gesetzmäßigkeiten menschlichen Verhaltens und die daraus fol-genden Strukturprinzipien für das Leben in Ge-meinschaft und Gesellschaft aufzudecken. Um dies auch in der modernen Ökonomik zu leisten, ist es notwendig, dass wir heute unser Denken än-dern, dass wir weniger auf Allokationsentschei-dungen starren und mehr auf Austauschbezie-hungen schauen; auf die Interaktion von Men-schen und darauf, was sich aus ihr ergibt: auf die spontane Ordnung.

Adam Smith hat uns gezeigt, wie im Prozess der von Empathie getragenen Rückkopplungen zwischen Menschen, aber auch innerhalb der Seele ein und derselben Person, zwischen dem Ich und dem Über-Ich, die individuellen und in der Summe auch die konsensualen gesellschaftlichen Moral-vorstellungen entstehen; und dass genauso auch der Wohlstand auf dem Weg über Austauschpro-zesse entsteht, in denen Gegenseitigkeit gewähr-leistet ist. In der Kleingruppe sorgen unmittelbare

Ludwig-Erhard-Preis für Wirtschaftspublizistik Ausschreibung 2011



Die **Ludwig-Erhard-Stiftung** vergibt alljährlich einen von Ludwig Erhard gestifteten Preis für Wirtschaftspublizistik. Neben dieser Auszeichnung wird ein Förderpreis verliehen.

Dieser Förderpreis wird hiermit öffentlich ausgeschrieben. Er ist für Journalisten, Wissenschaftler und Angehörige anderer Berufe bestimmt, die jünger als 35 Jahre sind. Über die Preisvergabe entscheidet eine unabhängige Jury; das Preisgeld beträgt 5000,- €.

Die Jury berücksichtigt Presseartikel, Arbeiten der wissenschaftlichen Publizistik sowie Hörfunk- und Fernsehbeiträge, die zwischen dem 1. Januar und dem 31. Dezember 2010 im In- oder Ausland verbreitet wurden und in enger Beziehung zur Sozialen Marktwirtschaft stehen. Bewerbungen oder Vorschläge Dritter müssen der Stiftung zusammen mit einem kurzen Lebenslauf bis zum 1. Februar 2011 zugehen.

Der Vorstand der Ludwig-Erhard-Stiftung e.V.

Hans D. Barbier

Ulrich Blum • Otmar Franz • Michael Fuchs •

Martin Grüner • Thomas Hertz • Christian Watrin

Einsendeschluss: 1. Februar 2011
Beiträge und Vorschläge bitte an:

Ludwig-Erhard-Stiftung
Johanniterstraße 8
53113 Bonn

Telefon 02 28/5 39 88-0
Telefax 02 28/5 39 88-49
info@ludwig-erhard-stiftung.de

soziale Kontrolle und emotionale Nähe für diese Reziprozität, in der Großgesellschaft wird dies ersetzt durch tradierte Konventionen und Institutionen. Das macht die Großgesellschaft stabil. Und nur so kann *Smith* seinen berühmten Satz schreiben: „It is not from the benevolence of the butcher, the brewer, or the baker, that we expect our dinner, but from their regard to their own self-interest.“

In den Fußstapfen von *Adam Smith* sollten sich die Vertreter der Ökonomik als Wissenschaft also damit befassen, was aus dem gemeinsamen Tun von Menschen resultiert: wie Individuen handeln, welche Ergebnisse ihr Handeln im fortwährenden Wandel der Gemeinschaft hervorbringt, welche Formationen und Organisationen, welche Institutionen dabei entstehen und fort dauern. Die Angelsachsen nennen eine solche Wissenschaft „science of association“, nach einem Wort von *Alexis de Tocqueville*. Für ihn war diese Wissenschaft die Mutter aller Wissenschaften. Von ihrem Fortschritt hängt der Fortschritt von allem anderen ab. Ökonomik ist in der Tat die Wissenschaft vom Menschen als „social animal“. Es ist die Wissenschaft vom gemeinsamen Tun, oder besser: vom immer wieder Sich-Zusammentun für einen gemeinsamen Zweck.

Und noch ein Name muss hier fallen: derjenige von *Friedrich August von Hayek*, der sich für die Ökonomik noch ein anderes, treffendes, wenn gleich sperriges Wort ausgedacht hatte. Ich spreche von der „Katallaktik“, der Wissenschaft von der „Katallaxie“. Die gemeinsame Wurzel ist das altgriechische Verb *katallatein*, das eine schöne Zweifachbedeutung besitzt: Es heißt tauschen, aber auch, sich den Fremden zum Freund machen. *Von Hayek* war es übrigens, der das Wunder der „Wissensteilung“ erkannt hat: Wenn wir freiwillig, spontan und von außen ungesteuert interagieren, dann bringen wir dabei unser *privates*, „lokales“ Wissen ein. Durch dieses Kommunizieren im weitesten Sinne entsteht nicht nur eine große Summe von Wissen, sondern, wichtiger, es entsteht auch neues Wissen. Das ganze Leben in der Gemeinschaft ist ein solches Entdeckungsverfahren. Das ist die schöpferische Kraft der spontanen Ordnung, die wir bewahren bzw. zurückerobern sollten.

Auf ihrem weitgehend von mathematischer Methodik, neoklassischer Verkürzung und keynesia-

nischem Machbarkeitsglauben inspirierten Irrweg sind viele Vertreter des Fachs auch gegen die Tatsache angerannt, dass man es in den Sozialwissenschaften mit komplexen Phänomenen zu tun hat, die sich nicht wie naturwissenschaftliche Fragen behandeln und abhandeln lassen. Komplex werden die Phänomene dadurch, dass wir es nicht mit objektiv beobachtbaren Gegebenheiten zu tun haben, sondern mit subjektiven Größen, die sich ihrerseits auf die reale Welt beziehen: Meinungen, Erwartungen, Überzeugungen. Das Beste, was man mit einer solchen Materie erzielen kann, sind Erklärungen von Wirkungsprinzipien und Mustervorhersagen. Präzise Vorhersagen sind unmöglich.

Diese Wahrheit hat die Ökonomik immer verdrängt. Viele Ökonomen hoffen immer noch zumindest unterschwellig, wissen zu können, was sein wird, wenn sie nur hinreichend präzise analysieren, was ist und was war. Und wenn sie ehrlich genug sind, sich einzugestehen, dass dem nicht so ist, dann verlegen sie sich trotzig auf eine Als-ob-Strategie. Aber hierin liegt eine Anmaßung von Wissen, wie *Friedrich August von Hayek* es ausgedrückt hat – denn es gerät in Vergessenheit, dass ständig gesellschaftliche Entdeckungsverfahren ablaufen, die nicht prognostizierbar sind, weil in ihnen Neues entsteht: in den Köpfen der Beteiligten und in der Gesellschaft insgesamt.

Die Kunst der Ökonomen

Die ganze Kunst der Ökonomen liegt darin, die jeweils relevanten Fragen zu stellen und die richtigen Modellannahmen zu treffen und nicht die falschen; die formale Vereinfachung nicht so weit zu treiben, dass die Theorie inhaltsleer oder gar zirkulär wird; bescheiden zu bleiben; sich souverän des gesamten Methodenkanons zu bedienen, statt sich bloß Moden zu unterwerfen. Und dafür ist es notwendig, den Blick über den Tellerrand zu wagen. Denn eine Ökonomik, die als Sozialwissenschaft Ernstzunehmendes leisten will, darf nicht nur Ökonomik sein. *Von Hayek* hat das präzise zusammengefasst: „Ein Physiker, der nur Physiker ist, kann durchaus ein erstklassiger Physiker und ein hochgeschätztes Mitglied der Gesellschaft sein. Aber gewiss kann niemand ein großer Ökonom sein, der nur Ökonom ist – und ich bin sogar versucht hinzuzufügen, dass der Ökonom, der nur Ökonom ist, leicht zum Ärgernis, wenn nicht gar zu einer regelrechten Gefahr wird.“



Es geht mir nicht um die viel beklagte Mathematisierung und Formalisierung der Ökonomik. Aber es geht mir um die verheerende philosophische und sozialwissenschaftliche Blindheit der modernen Ökonomen. Das Fach braucht beides: Mathematik und Philosophie. Die Ökonomik braucht Mathematik und Ökonometrie für die logische Stringenz und die Kopplung der Theorie an die Realität; sie braucht Philosophie, Politologie, Soziologie, Psychologie und Geschichte dafür, dass sie die relevanten Fragen stellt und die geeigneten Methoden nutzt, und dafür, dass sie die ordnungstheoretische Perspektive weiter pflegen kann. Das kann nur gelingen, wenn sich der Mainstream umfassend öffnet – und hierfür bedarf er der Heterodoxie und der Interdisziplinarität.

Lassen Sie mich zusammenfassen: Von *Walter Eucken* und seinen Mitstreitern haben wir gelernt, dass das Vertrauen auf die Macht der Vernunft zur Grundausstattung der Ökonomen gehört, dass von ihnen Wirklichkeitsnähe und Grundsätzlichkeit zugleich verlangt sind. Von *Adam Smith*, *Friedrich August von Hayek* und *James Buchanan* nehmen wir mit, dass Ökonomik nicht nur die Analyse der optimalen Allokation sein sollte, sondern „the study of spontaneous order“. Das heißt Ökonomik, das ist „unsere Aufgabe“. Als Sozialwissenschaft stellt sie eine „science of association“ dar, die nach dem Wesen, den Bedingungen und den Folgen der Interaktion fragt, insbesondere nach der Genese von Institutionen, die ihr einen Rahmen verleihen. Dies zu verstehen, dazu studieren wir Ökonomik. Wenn dieses Fach so aufgefasst wird, dann relativiert sich übrigens auch der viel beschworene und andererseits auch kritisierte Gegensatz von Markt und Staat: Marktliche, staatliche und bür-

gergesellschaftliche Institutionen entwickeln sich allesamt spontan aus dem Miteinander der Menschen, und nur sie, die Menschen, stehen im Vordergrund.

Von *Friedrich Schiller*, der abschließend noch einmal erwähnt sei, können wir uns noch die Mahntafel mit nach Hause nehmen, dass auch eine bestimmte Persönlichkeit dazugehört. In seiner Antrittsvorlesung unterschied er unter anderem zwischen dem philosophischen Kopf und dem Brotgelehrten. Der Brotgelehrte ist außerstande, die Gesamtzusammenhänge zu erkennen, die zwischen den Disziplinen bestehen, und er fürchtet sie. Er ist eine „Sklavenseele im Reich der Freiheit“. Der philosophische Kopf hingegen erfasst den Zusammenhang des ganzen Wissens, will erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält. „Wo der Brotgelehrte trennt, vereinigt der philosophische Geist.“

Man spürt in diesen Worten den Einfluss von *Schillers* Freund *Wilhelm von Humboldt*, dessen „Versuch, die Grenzen des Staates zu bestimmen,“ sich vor allem um das Thema Bildung rankt und darum, dass der Staat dem Bürger „die höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen“ ermöglichen muss. So richtig liberal ist es zwar nicht, wenn die Freiheit so zum Mittel zum (Bildungs-)Zweck degradiert wird. Aber jeder Einzelne mag diesen Appell trotzdem für sich in seinem Herzen bewegen und als Ansporn nehmen. Ich persönlich wünsche mir von den philosophischen Geistern viel mehr. Es waren schließlich nicht sie, sondern die Brotgelehrten an allen Fakultäten, die uns die derzeitige Lage der Ökonomik und der Wirtschaft eingebrockt haben. ■

Die Freiheit aus den Bergen – Gedanken zum Liberalismus

Roger Köppel

Verleger und Chefredakteur der schweizerischen Zeitschrift „Die Weltwoche“

„Die Bergwelt prägt die Sitten und die Denkweise ihrer Bewohner. Die Kargheit der Böden zwingt zu einer sachlichen, rechnerischen Lebensführung. Materieller Wohlstand spielt eine untergeordnete Rolle. Auch ist die Arbeitsteilung weniger weit fortgeschritten. Man ist auf sich selber angewiesen. In den Bergen gedeiht die Eigenverantwortung: Bergluft macht frei!“

Was ist eigentlich der spezifische schweizerische Freiheitssinn? Woher kommt er? Was zeichnet ihn aus?

Die Berge

Bitte erlauben Sie mir, das Thema etwas fundamentaler anzugehen und zuerst zu dem zu sprechen, was den schweizerischen Liberalismus, den Freiheitssinn entscheidend geprägt hat. Sprechen wir zuerst von den Bergen. Ich stütze mich hier auch auf Erkenntnisse, die der Schweizer Botschafter *Paul Widmer* in einem exzellenten Artikel für die „Weltwoche“ darlegte.

Es mutet auf den ersten Blick seltsam an, einen so umfassenden Grundwert wie die Freiheit auf geographische Faktoren zurückzuführen. Und doch weist *Widmer* nach, dass große Geister wie *Montesquieu* oder *Alexis de Tocqueville* der Meinung waren, Klima und Topographie würden das Entstehen und das Gedeihen von politischer Freiheit nachhaltig bestimmen. In die gleiche Richtung argumentierte auch der berühmte Philosoph und Wissenschaftstheoretiker *Sir Karl Popper*.

Popper stellte sich die Frage: Warum eigentlich haben es die Urschweizer auf sich genommen, in der Unwirtlichkeit der Berge zu leben, wo das Dasein hart und der Boden karg war? Es wäre viel weniger anstrengend gewesen, auf den üppigeren Weiden des Tals eine luxuriösere Existenz aufzubauen. Trotzdem gingen die Schweizer in die Berge. Warum? Die Antwort des Philosophen fiel einleuchtend aus: Sie nahmen die Strapazen der Berge auf sich, weil sie zwar arm, aber frei nach ihren eigenen Gesetzen leben konnten. Die Urschweizer zo-

gen ein anstrengendes Leben im Gebirge in Freiheit dem angenehmeren Dasein im Tal vor, für das sie die Herrschaft mächtigerer Sippen oder Clans hätten in Kauf nehmen müssen.

Man sagt ganz generell, Bergvölker drängten stärker zur Freiheit als Leute im Flachland. Ein anschauliches Beispiel liefern die Walser. Bis in unwirtlichste Höhen stießen sie vor, um ihre Freiheit zu leben. Oder die kaukasischen Völker. Im Zarenreich wurden sie immer von russischen Intellektuellen besungen. *Puschkin* und *Tolstoi* lobten ihre schlichte Lebensweise gegenüber der Dekadenz in Moskau und Sankt Petersburg.

Für *Jean-Jacques Rousseau* war es erwiesen, dass das härtere Klima in den Alpen zu strengeren und besseren Sitten führte. Die herbe Natur soll auch die Eidgenossen gezwungen haben, an den Berghängen, weitab von den Versuchungen der Stadt, ein arbeitsames Leben zu führen. Dafür seien sie auch von niemandem abhängig gewesen und hätten sich inmitten von machthungrigen Großstaaten behaupten können.

Oder die Schotten: Es ist kein Zufall, dass in diesem gebirgigen Land ohne Rohstoffe eine die Welt verändernde Freiheits- und Freihandelsphilosophie entstehen konnte. Die Philosophen *David Hume* und *Adam Smith* haben den Kapitalismus, die Marktwirtschaft sogar als Instrument der Zivilisierung der Menschheit verstanden.

Die Beispiele illustrieren: Es gibt einen Zusammenhang zwischen politischer Freiheit und den Bergen. Das hat auch strategische Gründe. Ein Berggebiet lässt sich im Krieg leichter verteidigen. Außerdem sind Berggebiete wirtschaftlich



kaum attraktiv. Sie ziehen keine räuberischen Adligen an. Herrscher und Könige begehren die mageren Weiden des Hochlands weniger als die üppigen Güter im offenen Gelände.

Die Bergwelt prägt die Sitten und die Denkweise ihrer Bewohner. Die Kargheit der Böden zwingt zu einer sachlichen, rechnerischen Lebensführung. Materieller Wohlstand spielt eine untergeordnete Rolle. Auch ist die Arbeitsteilung weniger weit fortgeschritten. Man ist auf sich selber angewiesen. In den Bergen gedeiht die Eigenverantwortung: Bergluft macht frei!

Die Bauern

Die Berge haben unseren Freiheitsinn beeinflusst und verstärkt. Man vergisst allerdings leicht, dass in der Schweiz auch die oft geschmähten Bauern Vorkämpfer einer freiheitlichen, demokratischen Ordnung waren. Gerade als sogenannter urbaner Intellektueller tendiert man dazu, diesen Beitrag zu unterschätzen oder gar nicht zur Kenntnis zu nehmen.

Es ist bemerkenswert, wie in der Schweiz die Landschaft nicht zum Hort reaktionärer Obrigkeitgläubigkeit wurde, sondern zum Ursprungsort der Gemeindeautonomie und des Widerstands gegen Absolutismus und Zentralismus.

Paul Widmer liefert dazu die wesentlichen Eckdaten: 1351 taucht erstmals der Begriff Eidgenossenschaft auf. Nicht nur in der Schweiz, auch anderswo, in Tirol, in den Westalpen; aber nur in der Schweiz konnten sich die Freiheitsbestrebungen behaupten. Warum? Wohl wegen der einzigartigen Verbindung von Stadt und Land. Mit den Bündnissen von Luzern, Zürich und Bern bekamen die ländlichen Orte den finanziellen Rückhalt, die Städte erprobte Krieger. „Es ist das bäuerliche Element, das den verfassungsgeschichtlichen Sonderfall Schweiz begründet“, so *Paul Widmer*. In anderen Ländern versuchten die Städte das Land zu beherrschen. Statt sich gegen den Adel mit den Bauern zu verbünden, zerrieb man sich. Das ist in der Schweiz nicht passiert.

Natürlich gab es auch in der Schweiz immer Auseinandersetzungen und Konflikte zwischen Stadt und Land – übrigens bis heute. Allerdings gelang es keiner Seite, die andere zu unterwerfen. Ob-

wohl die Bauern den Bauernkrieg von 1653 verloren, verhinderten sie durch blutigen Widerstand, dass sich der Zentralismus in der Beamenschaft und ein stehendes Heer durchsetzen konnten. So blieb gemäß *Widmer* das Milizsystem in der Schweiz deshalb intakt, weil die Bauern so heftigen Widerstand geleistet hatten.

Schweizer Historiker haben zuletzt die These, es gebe Verbindungslinien zwischen der berglerischen Urschweiz und dem modernen Verfassungsstaat, für einen Mythos erklärt und mit Freude zerzaust. Vielleicht sollte man etwas vorsichtiger sein. Nach dem Untergang der alten Eidgenossenschaft rebellierten die alten Kräfte der Gemeindeautonomie und der Selbstverwaltung. Sie knüpften dort an, wo der Faden gerissen war. Die Bundesverfassung von 1848 sah keine direkte Mitsprache des Volkes vor. Doch die Bürger kämpften, bis der Bund dies zuließ. Das geschah 1874 mit der Einführung des Referendums und 1891 mit dem Initiativrecht. „Ohne die bis ins Mittelalter reichende Tradition politischer Freiheit wäre dies nicht denkbar gewesen“, sagt *Widmer*. Der Bauer wurde zum Verteidiger der Freiheit. Dass sich die Schweizerische Bauern- und Gewerbeapartei, die Vorläuferin der SVP, im Verlauf der russischen Revolution gründete, bestätigt die These: Die Bauern waren und sind in der Schweiz die urliberalen Hüter und Bewahrer der Freiheit.

So ist bis heute für den schweizerischen Freiheitsinn diese Mitsprache des Bürgers entscheidend geblieben. Die Schweizer politische Freiheit geht nicht vom Staat, sondern vom Bürger aus. Das unterscheidet sie von den abstrakten Freiheitsbegriffen der europäischen Geschichte. Französische Revolution: Freiheit als Raserei, als Amoklauf gegen alle gewachsenen Institutionen, als, wie es *Hegel* formulierte, „Furie des Verschwindens“. Es ist auch etwas ganz anderes als der rein kollektivistische Freiheitsbegriff des Sozialismus: Freiheit als Verschmelzung von Bürger und Staat. Wobei sich am Ende der Bürger mit dem Staat identifiziert, sich im Staat vollends auflöst.

In der Schweiz gilt: Freiheit ist die größtmögliche Abwesenheit von staatlichem Zwang. Es wäre darüber nachzudenken, woher das kam. Ich glaube, es hat damit zu tun, dass Flächenstaaten schwieriger zu verteidigen sind als Bergstaaten und daher der Zwang zur Bildung starker Gewaltmonopole mit einer stehenden Armee und großen Bürokratien vor-

handen war. Der deutsche oder der französische Freiheitsbegriff ist nicht gegen den Staat gerichtet, weil der Staat eben immer auch Garant von Schutz und Sicherheit war. Stärker als in der Schweiz oder in England, wo sich im Schutz natürlicher Geländehindernisse eine individualistischere, anarchischere Freiheitsidee entfalten konnte.

Was bedeutet das für die Schweiz heute?

Die Schweiz hat einen Freiheitsbegriff, der staats-skeptisch ist; der allen Machtballungen und Zentralisierungen misstraut, die sich gegen den Bürger stellen können. Es ist kein abstrakter Freiheitsbegriff, sondern eben ein sehr realer. Er verkörpert sich in unseren Institutionen: direkte Demokratie, Föderalismus, Neutralität.

Das ist entscheidend! Die Schweiz verkörpert die Sehnsucht ihrer Bürger, vom Staat möglichst in Ruhe gelassen zu werden. Die direkte Demokratie ist ein System des institutionalisierten Misstrauens der Bürger gegen den Staat. Die drei Säulen des institutionellen Sonderfalls sind auf Machtbrechung des Staates angelegt. Sie sichern die Freiheit des Bürgers. Hier geht es nicht nur um Staatsphilosophie und Folklore und Tradition. Es geht auch um handfeste wirtschaftspolitische Vorteile.

Der Staat neigt immer zu Interventionismus und mehr Steuern. Mittlerweile aber ist es erwiesen, dass eine erfolgreiche Wirtschaft einen schlanken

Staat und niedrige Steuern erfordert. So hat uns diese freisinnig-demokratische Rechtsordnung reich und stark gemacht. Die Mitsprache des Bürgers, die Kontrollfunktion ist entscheidend. Deshalb muss man sich, wenn man an einer freiheitlichen Schweiz festhalten will, für die Bürgerrechte einsetzen. Am Ende führt uns dies zur entscheidenden politischen Frage: Was ist Staat, und was ist nicht Staat?

Für den im Wortsinn Freisinnigen kann der Staat niemals die Lösung oder gar die Rettung sein, sondern stets ein Problem, wenn auch ein notwendiges. Botschafter *Paul Widmer* nannte die Freiheit die entscheidende Qualität der Schweiz. Wenn die Schweiz aufhört, freiheitlicher organisiert zu sein als andere Länder, dann braucht man sie nicht mehr. Der österreichische Nobelpreisträger *Friedrich August von Hayek* hat es so formuliert: „Eine wirksame Verteidigung der Freiheit muss daher notwendig unbeugsam, dogmatisch und doktrinär sein und darf keine Zugeständnisse an Zweckmäßigkeitserwägungen machen.“

Ich bedanke mich für die äußerst ehrenvolle Auszeichnung, die ich in großer Demut annehme und über die ich mich sehr freue. Und ich schließe mit einem Zitat des Wirtschaftsnobelpreisträgers *Milton Friedman*, das auch von Schweizer Verfassungsvätern hätte stammen können: „Wenn Sie unsere Regierung mit der Verwaltung der Sahara beauftragen, haben Sie in fünf Jahren eine Sandknappheit.“ ■